Michael Klingler

Geschichten aus meinem Gemeindealltag

10. Juli 2011

Frei nach der Geschichte vom Verlorenen Sohn (Lukas15,11-32)

Aus der Sicht der beiden Söhne Esra und Joseph

Esra und Jonathan
Joseph - ein gefährlicher Name

Esra und Jonathan

Sein Tageswerk stand in einem sehnsüchtigen Verlangen zum wohl verdienten Feierabend. Nur noch ausklingen lassen. So oder ähnlich hatte er, Esra, bei sich gedacht, als er die Geräte säuberlich unterstellte, bevor er sich mit den anderen auf den Fußweg nach Hause machen wollte. Die Sonne hatte unerbittlich jeden Handgriff auf dem Feld begleitet und auf seiner Haut und der Haut der Arbeiter war jener salzige Geschmack harter Arbeit zu finden, der von Erschöpfung hätte Zeugnis ablegen können.

Er, Esra, jetzt einziger Sohn seines Vaters, war jeden Tag mit einer Schar von Arbeitern auf dem Feld. Jonathan, einer der Knechte, war mit ihm zusammen groß geworden. Er war nicht der Schnellste bei der Arbeit, aber Esra mochte ihn und so schützte er ihn regelmäßig vor den Anfeindungen der anderen, wenn sie spotteten: … *dafür würde er aber auch nur die Hälfte des Lohnes bekommen*. Esra setzte sich immer für Gerechtigkeit ein,

Was Esra bestrafte, war, wenn einer sich während der Arbeit eine Auszeit nahm.

Dann fühlte er sich instinktiv an seinen Bruder Josef erinnert, der vor Jahren mit der Hälfte des Erbes verschwunden war. Er hasste ihn darum. Erstens hatte er das Kapital aus dem väterlichen Hof entzogen und zweitens hatte er sich vor der Arbeit gedrückt. Aber noch mehr ärgerte es ihn, dass er seinem Bruder Josef nicht zuvor gekommen war. Wieso hatte er nicht als der Ältere zuerst sein Erbe verlangt und war gegangen. Auf diese Idee war er gar nicht gekommen, und so ärgerte er sich nicht nur über die Tatsache, dass Josef mit seinem Erbe auf und davon war, nein auch über seine eigene Zögerlichkeit. Kein Wunder also, dass er sich regelmäßig für Gerechtigkeit einsetzte. Heute musste er sich für Jonathan einsetzen. Dieser hatte sich die letzte Ermahnung wirklich zu Herzen genommen, heute verdiente er nicht den üblich gewordenen Spott der anderen - wirklich nicht. „Ihr solltet euch schämen. Heute war er euch über, schweigt jetzt!“ So schnarrte er sie an, etwas, das sonst nur der alte Vater getan hatte, den sie schon seit Monaten bei schwerer Arbeit lieber zu Hause ließen. Seit Josef die Familie verlassen hatte, war manches anders geworden. War es vielleicht auch die Gram über den Verlust seines Sohnes, die dem Alten in die Knochen gestiegen war? Er musste oft Schmerzen haben. Und auch diese Schmerzen lastete Esra seinem Bruder an. Wer derartige Sorgen trägt, ist auch anfälliger für Schmerzen.

So zogen sie jetzt dem heimatlichen Gute zu, eine Karawane müder aber zufriedener Arbeiter.

Als sie aber Musik vom Hofe her hörten und frischen Rauch vom Schornsteine aufsteigen sahen, waren sie erstaunt. Was sollte das bedeuten? Mitten in der Woche ein Fest, was um alles in der Welt mag da wohl passiert sein? Waren Verwandte gekommen, von denen niemand wusste, dass es sie gab? Esra konnte sich das fröhliche Treiben am väterlichen Hofe nicht erklären. Wusste er nicht alles, was der Vater wusste; er und der Vater waren zu einer Einheit geworden. Vater und Sohn standen auf selber Höhe zueinander. „Du bist meine rechte Hand“, sagte der Alte oft; „dein Herz ist mein Herz.“ Und das war auch so mit einer Ausnahme, wenn es um Josef ging. Das Thema vermieden darum beide peinlich genau.

Soeben kam ihnen einer der Knechte des Vaters entgegen, den Esra forsch fragte, was das Fest zu bedeuten habe. Der Knecht antwortete ihm, dass sein Bruder Josef zurückgekommen wäre aus der Fremde. Esra biss sich auf die Lippen. Ein Schwall von Gefühlen stieg in ihm auf; Gefühle von Neid und Eifersucht, das Gefühl des Verrates. Aber, so dachte Esra, war dieser Bruder vielleicht reich und einflussreich in der Fremde geworden? War er heute hier her gekommen, um seinem Vater zurückzuzahlen, was er ihm vorzeitig genommen hatte? War er gekommen, um Hochzeit zu halten und hatte eine schöne Frau aus der Fremde mitgebracht? Diese und andere Gedanken durchfuhren ihn in Sekunden, als er die Diele des vä-

© Michael Klingler, Hohenkampsweg 20, 28355 Bremen, Juli 2011

terlichen Gutes betrat. Dort auf einem Stuhl sah er, Esra, die abgelegte Kleidung seines scheinbar verloren gegangenen Bruders liegen. Doch das waren nicht die Kleider eines reichen Mannes. Das waren allenfalls Lumpen eines Bettlers. Die Schuhe verdienten nicht als solche bezeichnet zu werden. Sie allein anzufassen, wäre ihm nicht in den Kopf gekommen. So also war das. Dieser Lumpenhund war wieder gekommen, weil er alles verloren hatte. Er spürte, wie sein Herz noch höher schlug. Er kniff die Augen empört zusammen, als er mit kräftiger Hand die Tür zum Wohnraum aufstieß. Das war nicht das Bild, das ihn hätte besänftigen können. Esra sah den alten Vater und den verhassten Bruder sitzen, einander gegenüber. Die Augen des Alten ruhten sanft auf der frisch gewaschenen Gestalt des Zurückgekehrten, den sie in Esras Kleider gehüllt hatten. Das war Josef, der Bruder, älter geworden. Es war eine hagere, ausgemergelte Gestalt, die da saß und eben im Begriff war, einen Pokal mit Wein an die Lippen zu setzen. Es war ein Moment eisernen Schweigens, der in diesen soeben noch friedlichen Raum der Heimkehr fiel wie ein schwarzes Licht. Esra durchbrach das Schweigen hasserfüllt: „Du besitzt die Frechheit, dich hier wieder blicken zu lassen“, entwich es dem noch in Arbeitskleidern und mit festem Schuhwerk Gekleideten. „Du bist allen Ernstes wieder zurück gekehrt und das auch noch als ein armseliger widerlich stinkender Hundesohn. Nichts von wegen Wiedergutmachung, du kommst, um erneut abzusahnen und besitzt die Frechheit, deinen Vater erneut auszunutzen. Siehst du nicht, was du mit ihm gemacht hast, wie du ihn ins Unheil gestürzt hast, du verdammter Mistkerl, ich spucke vor dir aus“, fauchte er – drehte sich auf dem Absatz um und verließ, die Tür laut ins Schloss werfend, diesen so verhassten Raum des Wiedersehens.
Er hatte wohl noch bemerkt, dass der Vater Anstalten gemacht hatte, etwas zu sagen, aber das hätte ihn nur ganz um den Verstand gebracht. Er lief quer über den Hof, ließ die Stallungen hinter sich und besann sich erst nach einigen Minuten wilden Davonstapfens.
Fast hatte er Tränen in den Augen, die Hände hatten sich in den Taschen verkrampft, er fühlte sich tief gedemütigt ob dieser Szene. Mit Wucht trat er gegen den morschen Stumpf eines alten Baumstammes, der in einer Wolke aus vermodertem Holz und Staub auseinander spritzte. Mit einem Fluch auf den Lippen ließ er sich niederfallen, um vorn übergebeugt den schweren, wutigen Kopf in die Hände stützend wohl eine gute Stunde so dazusitzen.
Er fühlte sich jetzt nicht nur schlecht wegen der Unverfrorenheit des Bruders. Mehr und mehr quälte ihn der Gedanke, dass der Vater so schnell verziehen hatte. Offenbar waren die Abende und Nächte der Sorgen gänzlich vergessen. Nein, das reicht nicht mal aus. Diesen Bruder musste der Vater ganz besonders gern haben, ihn mehr lieben als Esra. Für mich ein Fest … wäre ja zu schön um wahr zu sein oder? Wie er so schwere Vorwürfe gegen Vater und Bruder in sich hin und her wälzte, hatte er nicht bemerkt, dass Jonathan sich zu ihm gesellt hatte. Jener Jonathan, der immer ein wenig schlechter dran war als die andere. Von hinten sprach er den wütend sinnenden Esra an.
„Was werden wir morgen machen?“ Diese Frage stellte Jonathan nicht ohne Hintergedanken, denn er spürte Esras Verzweiflung. Er war wohl der einzige der Knechte, der Esra in einer solchen Krise ansprechen durfte. Esra ließ sich mehr beiläufig auf die gestellte Frage ein. „Was wir machen? - Dasselbe wie gestern, dasselbe wir letztes Jahr, dasselbe wie jedes Jahr.“ Jonathan setzte sich neben ihn, neben Esra, den Sohn des Gutsherrn. Mit ihm zusammen war er aufgewachsen; sie kannten sich von Kindheit an. Nur war der eine Knecht und der andere der Sohn des Gutsherrn.
„Also dasselbe wie letztes Jahr“, meinte Jonathan, „und wie all die Jahre zuvor?“
Er schwieg und fuhr nach einer Weile fort: „Das ist ja so gut an unserem Leben. Gott hat uns einen festen Platz auf dieser Welt gegeben.“
„Gott ist ungerecht“, entfuhr es Esra, „Gott ist nicht gerecht, sonst dürfte es diese Unterschiede zwischen meinem Bruder und mir nicht geben.“ „Ach Esra, die Gerechtigkeit, von der du träumst, ist keine.“ „Was soll denn das heißen, Jonathan? Ich war mein Leben lang auf diesem Gut, ich haben mir die Beine ausgerissen, um alles zum Besten zu richten und .. das ist der Lohn. Mein kleiner Bruder kann machen was er will, er verschleudert das halbe Erbe, kommt als Bettler zurück und wird empfangen wie ein Königssohn. Wenn du das Gerechtigkeit nennst, dann pfeife ich auf diesen Gott. Er ist ein Gott des Unrechtes!“
Es entstand eine Stille. Jonathan nahm einen Stock in die Hand und malte eine Art Korb und darin zwei kleine Körper. „Esra, weißt du noch, als wir Kinder waren, als wir hinten in der Scheune die kleine Katze fanden, mutterseelenallein. Die Mutter musste bei der Jagd irgendwie zu Tode gekommen sein. Und wie wir beide uns mit dem Tod des Katzenkindes nicht abfinden wollten. Weißt du das noch? Und als du damals die Idee hattest, das Katzenkind zum Trinken

© Michael Klingler, Hohenkampsweg 20, 28355 Bremen, Juli 2011

einfach eurer Hündin zum Wurf dazu zu legen?“ „Ja, ich erinnere mich, und wir beide haben uns auf die Lauer gelegt, was wohl passieren würde. Und das Wunder war, die Hündin hat das Katzenjunge angenommen und es wurde größer, tollte nachher mit den anderen Welpen in der Kinderstube der Hunde herum.“

„Ja, aber ich werde auch nicht vergessen, was für ungläubige Augen die kleinen Hunde später machten, als die Katze beim Spiel auf den Baum geklettert war. Weißt du, wie sie oben auf dem Ast stand und die Geschwister unbeholfen am Stamm versuchten hoch zu hüpfen?

Das war der Zeitpunkt, an dem sich die Katze von der Hundefamilie trennte. Sie verstanden sich immer noch gut. Aber sie hatten unterschiedliche Lebensaufgaben. Nur am Futtertrog trafen sie sich wieder.“ Esra war nachdenklich geworden. Die Gedanken an die Kindheit hatten seine Wut vertrieben. „Jonathan, was willst du damit sagen?“ „Ich will sagen, dass es keine Gerechtigkeit gibt, wir sind zu unterschiedlich.“

„Wieso“, entgegnete Esra, „was willst du denn mehr? Du meinst dich - du meinst doch uns beide, oder? Du bist Knecht und ich bin der Sohn des Gutsherrn, auch wenn wir als Kinder gleich berechtigt waren. Quält dich das? Aber was willst du denn mehr? Wir gehen zusammen zur Arbeit, wir teilen uns die Arbeit, die Sonne brennt dir genauso auf den Kopf wie mir. In der Pause trinken wir beide das gleiche Wasser und abends kommen wir müde aber irgendwie auch stolz von des Tages Lasten zurück. Vielleicht ist dein Bett etwas kleiner, aber du hast es doch nicht schlechter als ich.“

„Nun gut Esra, das stimmt alles, und ich will mich ja nicht beschweren, aber der Hof gehört nun mal dir, und ich habe gerade so viel wie ich und meine Frau Sara und die Kinder zum Leben brauchen. Und dennoch sage ich: Das ist Gerechtigkeit, Esra! Das ist Gerechtigkeit. Nicht, dass ich das gleiche habe wie du, sondern dass wir beide leben, du als Sohn und ich als Knecht.“ Esra war erstaunt, er glaubte ja auch fest daran, dass es der Knecht Jonathan nicht schlechter hatte als er selbst. Er hatte die gleichen Blasen an den Händen, wenn er hart gearbeitet hatte, den gleichen Durst, er spürte die gleiche Dankbarkeit nach getaner Arbeit. …

Jonathan nahm den Stock, mit dem er die beiden Jungtiere im Hundekorb gemalt hatte und durchkreuzte das eine von den zwei Tierjungen und … meinte ohne aufzusehen. „Wenn die Hündin damals das Katzenjunge nicht angenommen hätte … wenn sie es verstoßen hätte“ … es entstand eine kleine Pause zwischen den beiden Männern … „dann“, so meinte Esra mit großer Sicherheit in der Stimme, „dann wäre das Katzenjunge gestorben.“ An Jonathan ist ein Philosoph verloren gegangen, dachte Esra über den Freund, der doch Knecht war.

„Ist dir einmal aufgefallen, Esra“, so unterbrach Jonathan die wohlmeinenden Gedanken Esras, „dass auch die Hunde eines Wurfes ganz unterschiedlich sind. Der eine wird ein guter Wachhund, der andere geht lieber auf Jagd, einer ist mutig, der andere ein Angsthase, einer ist stark, der andere schwach, einer ist ein Draufgänger, der andere ist treu und dass alles bei einer Mutter und einem Vater, oder? Aber sie fressen doch aus demselben Napf, oder? Und das ist Gerechtigkeit! Die Lebensgaben sind unterschiedlich aufgeteilt und doch hat jeder genug zum Leben; dass keiner sterben muss, Esra, dass jeder genug zum Leben hat, bei unterschiedlichen Aufgaben, das ist Gottes Gerechtigkeit. Denn Gott ist ein Gott des Lebens.“

Die beiden ungleichen Freunde saßen still nebeneinander und schwiegen. Jonathan gab dem Freund den kleinen Ast als wollte er ihn fragen, was jetzt geschehen soll.

Esra wischte nach einer Weile das durchgestrichene Katzenkind weg und malte ein neues wieder dazu, es war deutlich kleiner als die anderen, aber es lag friedlich im Korb.

Dann stand er auf und die beiden Freunde gingen zurück zum Gut. Als er wenig später seinen Vater freundschaftlich umarmte, meinte er nur, „alter Hund“ und lächelte Jonathan zu, der sich mit den anderen eben zu Tisch gesetzt hatte.

***

© Michael Klingler, Hohenkampsweg 20, 28355 Bremen, Juli 2011

Joseph - ein gefährlicher Name

Feierlich war es allen zu Mute gewesen, als der alte Vater die Kerzen des großen Leuchters an der Tafel entzündet hatte. Dieser war reich gedeckt, das frische Brot hatte leuchtend goldgelb im Schein der Kerzen gelegen, deren Licht sich im weißen Bart des Vaters flackernd gefangen hatte. Die Sonne war bereits am Horizont un- tergegangen, der Himmel in tiefes Nachtblau eingetaucht. Nur was mit Dank empfangen würde, sei es wert, uns zum Leben zu dienen, hatte er gesagt, als er seine Söhne und die Knechte und Mägde samt ihren Familien zum Dankgebet geladen hatte. Esra, der Ältere, saß immer zur Rechten des Vaters, ihm gegenüber der jüngere Sohn Josef, dem beim letzten gemeinsamen Mahl eine gewisse Unruhe in den Augen gestanden hatte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, dann wäre das Essen schon im vollen Laufe gewesen.
„Allmächtige Gott“, hob der Alte mit sicherer Stimme an,
„wir danken dir für die Fülle des Lebens.
Du gabst uns Kraft, die Felder in der Fülle deiner Schöpfung zu bestellen.
Wir streuten das Saatgut in Hoffnung
und du schenktest uns den notwendigen Regen.
Wir danken dir, barmherziger Gott, für die Menge der Ernte,
die wir trocken in die Scheunen bringen konnten
oder auf dem Markt verkaufen konnten.
Wir danken dir für die Spannkraft, die du unserer Familie gegeben hast.
Ob Herr oder Knecht, ob Frau oder Mann,
du schenktest uns einen Sommer voller Gesundheit.
Wir danken dir, barmherziger Gott, dass du unsere Füße auf weiten Raum stellst.
Amen“
Der alte Vater hatte das Brot genommen, es gebrochen und gesegnet und das Dankmahl hatte beginnen können.
An dieses letzte gemeinsame Mahl musste Josef immer wieder denken und er spürte das Verlangen, zu wissen, wie es in diesem Jahr wohl sein würde. Er wusste, dass Esra wieder neben dem Vater sitzen würde, zur Rechten, er war der Ältere, aber wer saß wohl auf seinem Platz? Wahrscheinlich hatte der Alte in den ersten Jahren nach seinem Abschied den Platz leer gelassen, aber nach so vielen Jahren. -

„Josef, du träumst“, raunte ihm die süße Stimme der jungen Frau zu, die sich noch auf dem Lager ausstreckte. Sie war schön von Gestalt, ihre weiche wei-

ße Haut glänzte matt und schwarze Locken fielen ihr in Strähnen über das anmutige Gesicht. „Josef, komm her, nimm etwas Wein, das vertreibt die Gedanken.“ Er erhob sich, seine schöne Gestalt wurde im Licht des Abends vollends sichtbar. Er ergriff den Pokal mit Wein und trank ihn in einem Zug aus. Rücklinks ließ er sich aufs Lager fallen, warf den Kelch übermütig in den Raum und vergrub seinen Kopf unter der Fülle ihrer Haare zwischen ihrem Oberarm und der leicht bekleideten Brust. „Du hast mir noch nie gesagt, woher du eigentlich deinen Reichtum hast“, begann sie und drehte eine ihrer Strähnen spielerisch zu einer Locke auf seiner Wange. „Es vergeht fast kein Tag, an dem du nicht wildfremde Menschen im Gasthaus einlädst. Dafür liebe ich dich, Josef, deine Großzügigkeit. Seit du bei uns bist, ist unser Leben ein andauerndes Fest.“ „Delia“, so antwortet Josef und strich sich ihre schwarzen Strähnen aus seinem Gesicht, „der Reichtum, das bleibt mein Geheimnis.“ „Aber du hast noch mehr Geheimnisse. Regelmäßig verlässt du die Stadt ganz allein und kommst erst in den Abendstunden wieder, und keiner hat je bemerkt, wo du dich den Tag über aufgehalten hast. Sie küsste seine Lippen und wisperte ihm ins Ohr. Aber mir kannst du doch dein Geheimnis sagen, wenigstens eines.“ Benommen vom Wein und dem Geruch dieser jungen Frau, die er dem jungen Weinhändler des Ortes ausgespannt hatte, raunte er ihr zu, na gut, morgen

© Michael Klingler, Hohenkampsweg 20, 28355 Bremen, Juli 2011

nehme ich dich mit.
Es war ein früher Morgen, als Josef und Delia ihre Pferde aus der Stadt führten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und der Mond hielt seine Sichel mit letzter Kraft in die Morgendämmerung. Während Delia und Josef auf offenbar geheimen Wegen in die Morgendämmerung ritten, dachte er an den Tag, als er mit seinem Erbe vom Gut des Vaters aufgebrochen war. „Du bist vollkommen verrückt“, hatte ihm Esra gesagt, als er die schweren Satteltaschen auf fünf Lastpferde verteilte. „Du stellst meinen Fuß auf weiten Raum“, spottete Josef, „ist das nicht ein Lieb-

lingswort unseres Vaters? Eben und das setze ich jetzt in die Tat um, außerdem heiße ich Josef. Verstehst du, Josef. Wer so heißt, ist nicht für das Leben zu Hause gemacht. Vater hat es uns oft erzählt, wie gut Josef in der Fremde fertig geworden ist.“ „Aber nicht mit dem Geld seines Vaters“, fiel Esra ihm ins Wort. „Nein, Josef, das ist nicht im Sinne unseres Vaters, nicht im Sinne unseres Gottes.“
„Esra, träum´ weiter, Abraham ist aufgebrochen, Mose hat unser Volk aus Ägypten befreit und ich, Josef, befreie mich selbst von dieser elendigen täglichen Plackerei.“ Er hatte eben mit geschicktem Griff die letzte mit Silber und Goldmünzen gefüllte Tasche auf den Rücken des letzten Lastpferdes gehoben, als der alte Vater traurigen Schrittes hinzu getreten war. Er hatte ihn bei den Schultern genommen und der Druck dieser beiden schweren Hände hatte so auf ihm gelastet, dass er unwillkürlich in die Knie gegangen war. „Gott, allmächtiger im Himmel,“ so rief der Vater zum Himmel schauend, „du hast mir zwei Söhne geschenkt. Jetzt entlasse ich den jüngeren, meinen Josef.“ Und auf Josef blickend war er fortgefahren: „Josef, ich segne Dich, gehe deines Weges und gedenke der Güte Gottes!“ So hörten ihn die beiden Söhne beten und im stillen Gebet sprach er weiter „und führe ihn zu mir zurück.“ Josef hatte sich der segnenden Hände entzogen, es war ihm unangenehm. So hatte er kurz entschlossen zuerst den Vater und dann auch den Bruder umarmt, hatte das Pferd bestiegen und war ohne zurückzusehen los geritten. Die angebundenen Lastpferde waren ihm gefolgt.
Das Bild des davon ziehenden Josef hatte sich tief in das Herz des alten Vaters eingeprägt. Josef, sein zweiter Sohn, bei dessen Geburt er von seiner geliebten Frau Lea hatte Abschied nehmen müssen. War es deswegen geschehen, dass ihm dieser Sohn so ans Herz gewachsen war? „Josef soll er heißen“, hatte ihm Lea noch mit schwacher Stimme gesagt. Beide verbanden damit die Hoffnung, er möge so glücklich durchs Leben kommen wie jener Josef, der Sohn Jakobs. Er möge so viel Gottvertrauen haben, und Gott möge ihm beistehen. Esra hatte diese besondere Bedeutung des Bruders sehr wohl bemerkt, obwohl er ihn insgeheim oft für den Tod der Mutter verantwortlich gemacht hatte.
„Josef, Josef du träumst schon wieder, wie lange müssen wir denn noch reiten bis zu deinem Geheimnis?“ „Nur Geduld, Delia, wir sind bald da.“ Und tatsächlich hielt Josef die Pferde kurz darauf an; sie waren jetzt gut eine halben Tagesritt unterwegs gewesen. Delia kannte diese gottverlassene Gegend nicht. Er band die Pferde an den Ast eines Baumes und betrat, gefolgt von Delia, einen kleinen Pfad, der hinauf auf eine steinige Berghöhe führte. Delia staunte, als sich neben ihnen der Eingang einer Höhle auftat, die die beiden daraufhin betraten. Ganz hinten in der Dunkelheit erkannte sie mühsam einige Satteltaschen liegen. Nur noch ein paar Augenblicke trennte sie von dem Geheimnis. Da saß sie nun am Eingang der Höhle und griff wiederholt in die vor ihr liegenden Packtaschen und jedes mal war der silbern blecherne Klang vieler tanzender Münzen zu hören. „Reich sind wir“, sagte sie und schaute ihn verliebt an. Mit unverdientem Stolz nahm er sich einige Hände voll Münzen und verstaute sie. So bemerkte er nicht, wie sie sich heimlich drei Münzen einsteckte. „Hier liegt also dein Reichtum. Und woher hast du den Schatz?“ Die Frage war ihm sichtlich unangenehm und so entschied er sich lediglich zu antworten, er habe den Reichtum von einem reichen alten Mann. Mehr müsse sie nicht wissen.
Wochen waren seitdem vergangen, Josef und Delia waren noch am selben Tage zurückgeritten. Es war Josef nicht entgangen, dass Delia sich in den letzten Wochen irgendwie verändert hatte. Sie schlief nach wie vor bei ihm, aber eine gewisse Kälte hatte sich zwischen die anfangs so Verliebten geschoben. Da seine Vorräte an Silber und Gold nach vielen durch-

zechten Nächten zur Neige gegangen waren, machte er sich auf, um Nachschub zu holen. Als er die Höhle betrat, traf ihn ein nie gekanntes Entsetzen. Die Taschen waren fort. Er schrie verzweifelt auf, er tobte und fluchte. Ohnmächtige Tränen standen ihm in den Augen. Das Erbe war fort.
Voller Wut ritt er so schnell es ging zurück zur Stadt. Wer? Wer, so dachte er, hat sich an meinem Geld vergriffen. Ein grausamer Gedanke kam ihm. Sie war die einzige, die von seinem Versteck gewusst hatte, Delia. Er suchte sie verzweifelt im ganzen Ort, er wollte sie zur Rede stellen, aber niemand konnte ihm sagen, wo Delia sich aufhielt. So nahm er allen Mut zusammen und klopfte auch beim Weinhändler, dem er einst Delia ausgespannt hatte. Der öffnete ihm heiter die Türe. Ob er die letzte Rechnung bezahlen wolle, fragte dieser ihn mit höhnischer Neugierde. Er könne nichts bezahlen, er habe kein Geld, so hatte Josef aufgeregt geantwortet, er sei vielmehr auf der Suche nach Delia. „Scher dich zum Teufel, Josef, Delia wird nie wieder zurückkommen zu Dir, elender Fremder. Verflucht seist du!“ Mit diesen Worten warf der Weinhändler die Türe zu und Josef stand wie vom Blitz getroffen auf der Straße. Genau so erging es ihm auch im Gasthaus und als er vor die Türe gesetzt wurde, warfen sie seine Kleider gleich noch hinter ihm her. „Aber ihr seid doch alle meine Freunde, man hat mich bestohlen!“ rief er, „so könnt ihr doch nicht mit mir umgehen.“ Und der geahnte Verdacht gegen Delia wurde ihm zur bitteren Erkenntnis, als er einen der Zecher mit einer seiner alten Packtaschen aus dem Gasthaus kommen sah. Delia musste sein Geheimnis verraten haben, er fühlte sich hundeelend. Sie hatten ihn alle bestohlen.
Es war Abend geworden, eine empfindliche Kühle war heraufgezogen, Josef fror, er konnte sich nicht erinnern, je so einsam gewesen zu sein.
Auch das leere Gefühl im Magen quälte ihn.
Er verließ die Stadt und zog monatelang zuerst noch mit seinem Pferd über Land. Mal half er bei der Ernte, mal an einem anderen Ort beim Bau einer Scheune. Sein Pferd hatte er verkaufen müssen, um wenigstens genug zu essen zu haben und ein Nachtlager für seine müden Glieder zu erbitten. Eines Tages hatte man ihn für schlechten Lohn zum Graben eines Brunnens gedungen. Tief unten musste ein Holztrog mit Geröll und Schlamm gefüllt werden, der dann nach oben gezogen wurde, um geleert zu werden. Tief unten im Brunnen erinnerte er sich plötzlich an seinen Vater und die Abende, wenn der alte Vater den Söhnen aus der Bibel erzählt hatte. Es war jene Geschichte, die er als Kind nur zu gerne gehört hatte, die von Josef, dem Sohn des Jakob, den seine Brüder hassten und die ihn daher in einen Brunnen geworfen hatten. An diese Geschichte fühlte er sich hier im Brunnen erinnert. Als Junge hatte ihn das Schicksal seines Namensvetters sehr betroffen gemacht. Die Brüder hatten ihn in einen trockenen Brunnen geworfen, er hatte damals gefühlt, wie sich die Kehle des armen Jakobsohnes aus Angst zugeschnürt haben musste und wie froh er später wohl gewesen sein musste, als ihn die Brüder lebendig herauf zogen, um ihn zu verkaufen. Diese Gedanken überfielen Josef, den Bruder des Esras, tief unten im Brunnen. Er hatte seit dem Abschied vom Vater nicht mehr gebetet. Konnte er überhaupt noch beten?
Solcher Art waren seine Gedanken, als von oben der barsche Befehl kam, er solle gefälligst arbeiten. Sie hatten ihm die dreckigste und gefährlichste Arbeit gegeben und am Abend erhielt er den geringsten Lohn, der kaum reichte, den Bedarf an Brot zu decken. So verließ er den Ort des Brunnenbaus und zog weiter. Nach einer Stunde des Weg sah er einen kleinen Hof im Tal liegen, mit Stallungen, dem Geruch nach zu urteilen, waren es Schweineställe. Vorsichtig schlich er hin und sah die Essensreste, die der Herr des Hofes den Schweinen in den Futtertrog geschüttet haben musste. Ob er sich davon etwas nehmen dürfte, dachte er und machte Anstalten das Gehege zu betreten. Aber die Schweine wurden sehr unruhig ob des Fremden und so stand plötzlich der Herr des Hofes vor Josef. Ohne Vorrede schrie dieser Josef an, drohte ihn zu schlagen und trieb ihn vom Hofe.
Es war wohl zur halben Nacht, als er vollkommen erschöpft und ohnmächtig zusammenbrach. Wie lange er dort gelegen haben mag, wusste er nicht. Als er erwachte, hörte er den Wind in den Bäumen rauschen. Seine Füße schmerzten, seine Kehle war trocken, seine Zunge klebte ihm am Gaumen. Er richtete sich halb auf und lehnte sich an einen Baum. Sein Name hatte ihm kein Glück gebracht, er trug den Namen des Jakobsohnes, aber dessen Rettung blieb ihm vorenthalten. Er hatte sein Schicksal herausgefordert, aus Übermut und Lebenshunger hatte er sein Erbe erbeten. Josef, der Jakobsohn hingegen, war von Neidern in die Fremde getrieben worden. Wäre er nicht bestohlen worden … zum ersten Mal fühlte er eine nie gekannte Nähe zum Jakobsohn. Er war bestohlen worden, jener war verkauft worden. Obwohl er sich dem Tode näher fühlte als dem Leben, regte sich eine Hoffnung in seinem Herzen. Der Jakobsohn hatte seinen Brüdern vergeben, als diese den in Ägypten zu Ehren Gekommenen um Brot baten.
Vielleicht würde sich sein Vater seiner erbarmen, wie

© Michael Klingler, Hohenkampsweg 20, 28355 Bremen, Juli 2011

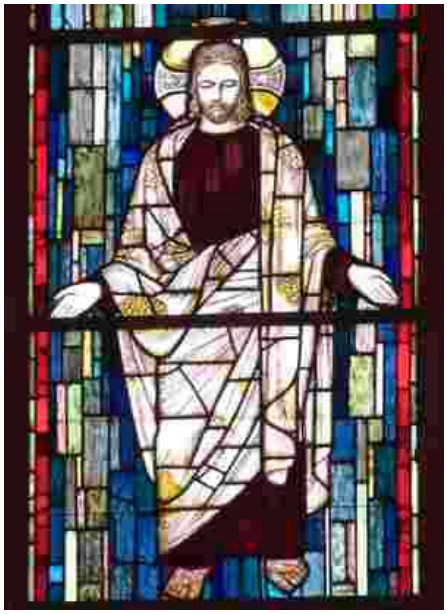
es der Jakobsohn mit seinen Brüdern getan hatte. Wenn der Name Joseph ihn schon nicht in der Fremde getragen hatte, vielleicht öffnete er ihm dann wenigstens wieder die Tür zum Hause seines Vaters. Er würde nichts mehr erbitten als eine Arbeit und ein festes Dach überm Kopf - nur dass er nicht sterben müsste. Die aufkeimende Hoffnung hatte ihm den Heimweg gewiesen, doch es lag ein beschwerlicher Weg vor ihm.
Sarah, die Frau Jonathans, hatte ihn entdeckt. Er war noch weit vor der Scheune auf freiem Feld zusam-

mengebrochen. Sie hatte ihn erst nicht erkannt, zu ausgemergelt und runtergekommen schien ihr der Fremde. Als sie aber seine Augen sah, wusste sie: Das ist Josef, der tot geglaubte Sohn des Gutsherrn. Der Alte wollte seinen Augen nicht trauen. „Josef – wir dachten du wärest tot, Josef, du verrückter Kerl, du lebst! Gott hat meine Bitten erhört.“ so stammelte der alte Vater fassungslos. Josef lebt so ging der Ruf über das ganze Gut, Josef lebt. Sie gaben ihm ein Bad und kleideten ihn mit Esras Kleidern. Als der noch sehr erschöpfte Josef kurz darauf am Tisch vor seinem Vater saß, schob dieser ihm einen Pokal mit Wein zu. Josef nahm den Kelch, doch bevor er auch nur daran nippte, sagte er dem Vater, er sei es nicht mehr wert, des Vaters Sohn zu heißen, er habe tiefe Schuld auf sich geladen. In dem Moment öffnete Esra mit Entschiedenheit die Tür: „ Du besitzt die Frechheit, dich hier wieder blicken zu lassen“, entwich es dem noch in Arbeitskleidern und mit festem Schuhwerk Gekleideten. „Du bist allen Ernstes wieder zurückgekehrt und das auch noch als ein armseliger, widerlich stinkender Hundesohn. ...“. Als Esra wütend den Raum verließ, saß Josef wie benommen da. Die Stimme des wütenden Bruders hämmerte in seinem Kopf. Er hatte nicht alles mitbekommen, nur eines dachte er immer wieder: Esra hat Recht! Ich will dieses Haus wieder verlassen. Doch als er Anstalten machte aufzustehen, legte der alte Vater seine Hand auf die hagere Schulter des Sohnes. Wie bei der Segnung zum Abschied damals durchfuhr es Josef. Der Alte sprach mit klarer aber leiser Stimme: „Gott, auf dich traue ich, lass mich nimmer mehr zuschanden werden, errette mich durch deine Gerechtigkeit. Neige deine Ohren zu mir hilf mir … Gott in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Danach trat eine große Stille ein, die weder dem Alten noch Josef unnatürlich lang erschien. Es war Esra, der diese Stille jäh unterbrach. Er betrat, gefolgt von Jonathan, den Ort des Wiedersehens, ging auf Vater und Bruder zu und sagte, als wäre nichts geschehen: „Lasst uns miteinander Mahl halten!“
Der Alte stand erleichtert auf. Tränen des Dankes standen in den Augen des Vaters. Esra umarmte seinen Vater versöhnlich. Warum er den Vater dabei fast zärtlich einen alten Hund nannte, blieb sein Geheimnis. Inzwischen hatten alle, Knechte, Mägde, samt ihren Familien ihren Platz an der Tafel gefunden. Der alte Vater zündete die Kerzen des großen Leuchters an. Stehend las er, sichtbar glücklich, aus der vor ihm liegenden Heiligen Schrift:
„Gelobt sei der Herr, denn er hat seine wunderbare Güte mir erwiesen in einer festen Stadt. Ich sprach wohl in meinem Zagen: Ich bin vor deinen Augen verstoßen. Doch du hörtest die Stimme meines Flehens, als ich zu dir schrie.
Seid getrost und unverzagt alle die ihr des Herrn harret!“ (Psalm 31)

Verehrte Leserschaft!
Da meine Geschichten zu meiner großen Freude zum Teil bis zu 330 Mal heruntergeladen wurden, bitte ich Euch und Sie im Downloadfall um eine kleine Spende zugunsten der Gemeinde oder der Stiftung Tabea. Geteilte Freude ist doppelte Freude. Wir setzen diese Gelder dann wieder in der klassischen Diakonie und für Kinder und Jugendliche ein. Herzlichen Dank!
Viel Freude beim Lesen!

Michael Klingler

Evangelische Kirchengemeinde Oberneuland
Hohenkampsweg 6, 28355 Bremen
Tel.: 205811-0



Spenden an:

Bankverbindung der Gemeinde
Konto-Nr.: 1052372
BLZ: 290 501 01
Sparkasse in Bremen

oder an:

tabea
Diakonische Stiftung der
Evangelischen Kirchengemeinde
Oberneuland

Hohenkampsweg 6, 28355 Bremen
Tel. 20581-12

Bankverbindung der Stiftung *tabea*
Konto-Nr.: 1025
BLZ: 29020000
Bankhaus Neelmeyer

Spendenquittungen können ausgestellt werden!